

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

8.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Juni 22, 1855.]

Das Rathhaus von Brüssel.



Die schönste Zierde des großen Markt- oder Königsplatzes (Place royale) in Brüssel, der ein längliches Viereck bildet, ist das alte, in gothischem Style gebaute Rathhaus, das zu seiner Vollendung 42 Jahre, von 1400 bis 1442, bedurfte, aber selbst in den ganzen Niederlanden, die doch einen Ueberfluß von

trefflichen Gebäuden aus ihrer frühern glänzenden Periode haben, einen ansehnlichen Rang behauptet. Der Thurm, welcher pyramidenförmig aufgeführt ist und nicht genau in der Mitte steht, hat 364 Fuß Höhe; auf seiner Spitze sieht man die vergoldete Bildsäule des heiligen Michael, der den Drachen mit Füßen tritt.

Es ist diese Bildsäule 17 Fuß hoch und dreht sich nach dem Winde, „gleichwie ein Wetterhahn.“ Das ganze Rathhaus und der Thurm ist aus sehr dauerhaften bläulichen Steinen gebaut.

Der Haupteingang befindet sich unmittelbar unter dem Thurme, und eine offene Halle, von Säulen gebildet, welche einen Altan tragen, der so tief ist, wie sie selbst, läuft längs der ganzen Fronte hin. Den Altan schmückt eine Brustwehr, mit vieler Bildhauerarbeit und Arabesken fast überladen. Rechts von der Halle ist eine Wendeltreppe, welche zu den innern Räumen führt und den eigentlichen Eingang bildet. In der Fronte sind 40 Fenster und zwischen jedem immer eine Nische zur Aufnahme von Bildsäulen der Fürsten und berühmten Männer aus Brabant. Das Dach ist mit Schiefer gedeckt und hat ungefähr achtzig kleine Fenster, welche in spitzigen Dächern oder Thürmchen mit goldenen Verzierungen endigen. Längs dem Gesimse der Mauer aber läuft eine Brustwehr hin. Ganz oben ist das Dach mit Blei gedeckt und auf mancherlei Art verziert.

Geht man durch den Haupteingang gerade fort, so kommt man auf einen länglichen Hof, dessen Gebäude nach dem Bombardement von 1695 aufgeführt worden, als der Marschall Willeroij Brüssel belagert und mehrere tausend Häuser, namentlich aber auch 14 Kirchen, zerstört hatte. Es spielen auf diesem Hofe zwei Springbrunnen, wovon jeder eine schöne Statue zeigt. Sie stellen einen mitten im Schilfe ruhenden Flußgott dar, der seinen Nem auf einer Urne ruhen läßt.

Alle Zimmer und Säle dieses Gebäudes sind hoch und geräumig und zu verschiedenen Zwecken bestimmt. In mehreren findet man vortreffliche Gemälde von Le Grange, in andern alte Tapeten nach Zeichnungen von Le Brun, noch eines hat ein Deckenstück von W. H. Janssens. Es stellt die ehemaligen drei Stände Brabants: Geistlichkeit, Adel und Bürger, dar. Neben dem Kamine sieht man ein Gemälde von Gottfried III., genannt der Bärtige, in seiner Wiege, die mitten in seinem Heere von einem Baume herabhängt, und die Krieger zu einem Kampfe befeuert. Und so giebt es noch mehrere Zeugen der alten, längst verschwundenen Kraft, Macht und Herrlichkeit, wenn nicht die vielen politischen Stürme, welche seit 1792 die Niederlande erschütterten, dieselben beseitigt haben.

Die Haringssischerei.

Wenig Fische sind in solcher Menge da und wenige finden so starke Nachfrage, wie die Haringe. Die Bewohner der Seeküsten verzehren sie als ganz alltägliche Speise, ohne daß man, wie von andern Fischen, vernimmt, daß sie der Gesundheit auf die Länge nachtheilig wären, im Gegentheile gilt die Zeit des Haringssanges in Holland für die, wo endlich die Wechselfieber nachlassen. Als vor mehreren Jahren der hohe Preis derselben bei der Kontinentalperre ihren Genuß sehr beschränkte, leitete selbst Hufeland das häufige Erscheinen und die Hartnäckigkeit der Wechselfieber von dieser Entbehrung ab.

Die Haringe finden sich von der höchsten nördlichsten Breite, bis zur nördlichen Küste Frankreichs hinab. Ihr eigentlicher Sammelplatz scheint aber der Nordpol zu seyn, wo sie Monate lang weilen, um sich von den Beschwerden ihrer langen Fahrt und des Laichens zu erholen. Im April zeigen sie sich bereits bei den Schet-

landsinseln, doch die Hauptmasse kommt erst im Junius an, und wird von einer Schaar Raubbögel bezeichnet. Der Zug hat solche Breite und Tiefe, daß das Meer ein ganz anderes Ansehen zu gewinnen scheint, und besteht aus mehreren Kolonnen, die wohl zwei Stunden und darüber lang sind, vielleicht auch eine bis anderthalbe Stunde Breite haben, alles Wasser aber vor sich her treiben, so daß es in rauschende Bewegung geräth. Manchmal sinkt eine solche Masse ganz in die Tiefe hinab, und ist zehn bis funfzehn Minuten gar nicht zu sehen; bei heiterer Witterung spielt sie dagegen in den glänzendsten Farben, gleich einem von Edelsteinen besäten Felde.

Was bewegt denn den Haring zu solcher Wanderung? Die wahrscheinliche Vermuthung ist, daß er seinen Laich in wärmern Gewässern absetzen und so die Ausbreitung beschleunigen will. Sie kommen nämlich von Hause aus sehr fett herab, und bei der Heimkehr sind sie ganz abgemagert. Ihre Nahrung am Nordpole scheint besonders ein Schaalthier, der Oniscus Marinus, zu seyn. Im Junius sind sie voller Krogen oder Milch und bleiben es bis zum Winter hin, während sie laichen, und dann heimkehren. Die jungen Haringe wird man im Juli und August an der Küste gewahr. Nach einigen Angaben theilt sich der große Zug, wenn er vom Nordpole herkommt, an den Schetlandsinseln in zwei Theile. Der eine Flügel nimmt die Richtung nach Morgen, der andere nach Abend. Der letztere setzt die Bewohner der Hebriden, wo eine große Fischerei ist, in Bewegung, und geht dann nach Irland. Hier theilt er sich wieder rechts und links aufs Neue. Was nach dem offenen atlantischen Meere zieht, verschwindet bald in dem unermesslichen Raume desselben. Die zwischen England und Irland hinströmende Masse ist eine willkommene Beute für Tausende, welche am Ufer wohnen. Wie in Holland, so ist auch in Großbritannien die Haringssischerei ein wichtiger Nahrungsweig, der aber, eben so wie dort, sehr abgenommen hat. Man rechnete sonst in Holland 450,000 Menschen, welche sich damit beschäftigten. In England gab man sonst auf jede Tonne, welche ausgeführt wurde, eine bedeutende Prämie, so daß nur immer Schiffe ausgesendet wurden, nicht sowohl Haringe zu fangen, als die Prämie zu erhaschen. Erst im Jahre 1830 hatte dieß Treibhausmittel ein Ende erreicht, und Begehr und Preis und Spekulation auf den Fang hat sich nun in gehöriges Gleichgewicht gestellt. Nach den letzten Zollregistern von 1830 waren in Großbritannien 329,557 Tonnen aufgebracht und 181,654 ausgeführt worden. 67,672 gingen nach Amerika, besonders nach Westindien, 89,680 nach Irland, 24,300 nach andern europäischen Plätzen. Das Einfalzen der Haringe erfand der Holländer Beukels oder Böfels, der im Jahre 1397 starb und dessen Grab Karl V. in dankbarer Erinnerung besuchte, um dort, wenn es wahr ist, einen Haring zu verzehren. Auch ein Denkmal ließ er ihm setzen, was Böfels als Begründer eines der eintträglichsten Handelszweige wohl verdient hat. Was der Handel, den derselbe durch sein Einfalzen gründete, sonst den Holländern eintrug, berechnet man ohngefähr nach folgenden Sätzen:

Nach Johannis fuhren sonst 1000 bis 1200 Schiffe auf diesen Fang aus dem Texel aus. Ja, im Jahre 1618 waren 3000 dergleichen, mit 50,000 Menschen bemannt, damit beschäftigt.

Man rechne ein solch Schifflein auf 6000 Thaler, bevor es ausgerüstet ist, so waren allein dadurch 6 Millionen Kapital im Haringshandel. Geben wir nun den 1000 Schiffen, die wir bei diesem Anschlage

voraussetzen, nur 50,000 Mann Besatzung, und eine halbe Million Menschen, die mit Salzen, Packen, Versenden und auf mannichfache andere Art gewinnt, dann kann man sich einen Begriff machen, wie einträglich dieser Zweig für Holland 4 Jahrhunderte lang war.

Die Fruchtbarkeit dieses Seefisches übertrifft Alles, was man sich vorstellen kann, und erklärt es allein, daß so viele Millionen desselben von Menschen verzehret, von Wallfischen, Seehunden und Raubfischen verschlungen werden können, ohne je einen Mangel, eine Abnahme davon bemerkbar zu machen.

Der Laubfrosch.

Vor 50 bis 60 Jahren war der Laubfrosch nur den Naturforschern, nicht aber der größern Menge bekannt. Nach und nach aber hat er sich in Städten und auf dem Lande bei vielen Familien zu einem Lieblinge gemacht, dem die Kinder und Erwachsenen gern eine Fliege fangen, und sich an seinen munteren Augen und gewandten Sprüngen ergötzen. Zugleich schätzt man ihn als ein wohlfeiles und doch recht sicheres Wetterglas. Wenn sich der Laubfrosch im Wasser seines Glases badet oder wenn er unruhig ist, so regnet es; bleibt er gar darin, so hält der Regen an. Steigt er wieder auf die Leiter oder hängt er sich an die Wände des Glases, so wird gutes Wetter. Woher kommt wohl bei diesem Thierchen diese Empfindung? Vor der Hand ist auf diese Frage so wenig zu antworten, wie auf die, warum zu solcher Zeit alte Narben oder Frostbeulen schmerzen, die Hähne krähen und der Steinschmel seinen Sand aufwühlt, die Spinne ihr Netz nicht besetzt und ähnliche Erscheinungen Statt finden. Da er sich im Wasser öfters ängstlich geberdet, so muß die Empfindung, die er dann hat, ihm wohl unangenehm seyn.

Die Geschicklichkeit, mit der sich der Laubfrosch die Fliegen fängt, welche man ihm ins Glas giebt, macht dem Beobachter viel Freude, denn die Art und Weise, wie er sich dabei benimmt, der Grad der Kraft, den er dabei anwendet, läßt so mancherlei sehen und bemerken. Wie alle Frösche, hat er in den Hinterfüßen und den Muskeln eine große Kraft, sich schnell zusammenzuziehen und wieder abzuschneiden. Seine Füße sind gleichsam wie die Pressstangen auf den Hüttenwerken, in den Drathhämmern. Dabei ist das Thierchen nicht etwa so gedankenlos, daß es sich nicht der Hand erinnerte, die es oft mit einer Fliege erfreut. Es kehrt sich dann schnell um, sein ganzes, schönes Auge ist nach der Oeffnung gerichtet, durch welche man ihm die Fliege reicht, und ehe man sie noch ganz entschlüpfen ließ, hat es sie auch schon ausgespürt; man kann den Laubfrosch endlich so weit bringen, daß er sie aus den Fingern selbst wegnimmt. Die lustigste Jagd beginnt er, wenn man ihm ein Paar große Drumm- oder Schmeißfliegen in sein Glas giebt. Je unbändiger sie herumschwärmen, desto mehr Sprünge muß er thun, ehe er ihrer habhaft wird und sie mit der dicken stacheligen Zunge auffängt. Ist dieß aber einmal geschehen, so ist es ein Bissen, dessen Hinunterwürgen im Schlunde allerdings mehr Mühe macht, als das Verschlucken einer kleinen Fliege. Außer den Fliegen

nimmt der Laubfrosch auch mit Mücken und Spinnen vorlieb. Merkwürdig ist es aber, wie das Thierchen jeder Bewegung eines solchen Insekts mit den Augen folgt und es mit den Blicken fixirt, eben so wie die Klapperschlange erst ihren Raub mit den Augen anzustieren pflegt, ehe sie darauf losfährt. Sigt die Fliege still, so rührt er sich auch nicht. Und wenn sie auch eine halbe Stunde unbeweglich bleibt, er thut ihr nichts. Allein jetzt setzt sie den Fuß vorwärts, jetzt pukt sie ihr Köpfchen — und weg hat er sie mit einem so schnellen Sprunge, daß man ihm kaum mit den Augen folgen kann. Spaziert die Fliege über seinen Leib weg, so rührt er sich nicht. Nur vor das Maul darf sie ihm nicht kommen, ohne verloren zu seyn. Die Anstrengung, mit welcher sein Auge nach solcher Beute gerichtet ist, macht, daß ihm gleichsam die Augen aus dem Kopfe herauzutreten pflegen. Auch scheint dieß Organ bei ihm einer vollkommeneren Bewegung fähig zu seyn, als bei dem Menschen. Er sieht rück-, seit- und unterwärts, denn wenn eine Fliege hinter seinem Rücken herumkriecht, dreht er sich schnell herum, und eben so sieht er sie, sie mag sitzen wo und wie sie will. Sonderbar ist es auch, daß der Laubfrosch keine todte Fliege anrührt. Und wenn sie auch eben im Augenblicke erst getödtet worden, und er Tage lang gehungert hatte: er rührt sie nimmer an. Woher dieß? Hätte das Thierchen Ehrgeiz genug, nur seine Beute verzehren zu wollen? Dieß hieß zu viel vorausgesetzt. Indessen auch andere Thiere lassen ein Aehnliches bemerken. Die Bewegung des lebenden Insektes scheint hier eine Hauptrolle zu spielen, denn wenn ihm ein schwärzliches Stückchen Fleisch, ja selbst eine Heidelbeere, ein Stückchen Pflaume gereicht wird, so langt er öfters zu, falls es durch ein Pferdehaar in Bewegung kommt. Aber es hat auch die Natur dafür gesorgt, daß er Wochen und Monate lang ohne Nahrung ausdauern kann. Er magert alsdann freilich sehr ab und scheint zu einer bloßen Haut einzuschrumpfen, zeigt aber doch durch keine Bewegung, daß er Hunger und Unwohlseyn fühle, im Gegentheile springt er, kommt ihm die nächste Fliege vor die Augen, so munter zu, als ob er nie gehungert hätte. Vielleicht hat das Wasser, in welches er öfters geht, einige Nahrungsstoffe für ihn.

Der Frosch lebt in und außer dem Wasser, der Laubfrosch ist eine Art, welche davon keine Ausnahme macht; allein im Stande der Freiheit bringt er die meiste Zeit auf Hecken, Büschen, Zäunen, Bäumen zu, um hier den Fliegen aufzulauern, die seine ordinären Brüder und Vettern unten parterre aufspießen. Erst gegen den Winter macht er sich wieder mit diesen gemein und geht mit ihnen gemeinschaftlich dem Winter schlaf entgegen, den er auf den Boden sinkend oder in eine Uferhöhle kriechend aufsucht, bis ihn der Frühling wieder zum neuen Leben ruft. Seine Fortpflanzung geschieht durch Eier im Wasser, die durch eine Gallerte zahlreich vereint sind und den Laich bilden. Die Bildung der Froschwürmchen und so fort ist wie bei den andern Arten. Es dauert ein volles Vierteljahr, ehe der junge Laubfrosch sein Schwänzchen verliert und auf dem Lande als hüpfendes, vierfüßiges Thierchen ein Bäumchen besuchen kann. Ehe er aber mannbar wird, muß er, wie die großen

Schreier im Teiche, drei Jahre alt werden. Bis dahin kann er auch nicht schreien. Wer daher einen



Der Laubfrosch.

Laubfrosch hat, den er nicht schreien hörte, ehe er ihn bekam, kann vielleicht immer und ewig warten, ehe er ihn zu hören bekommt, denn erstlich kann das Männchen nur, wie wir sagten, nach dem dritten Jahre schreien, und zweitens schreit nur das Männchen, das Weibchen aber nie. Deswegen muß er aber auf seinen Laubfrosch nicht böse werden und ihn doch behalten, entweder weil ihm das stille, hübsche, helläugige Thierchen Freude macht, oder weil es ein kleiner Wetterprophet ist. Letzteres ist es aber nicht, weil es schreit, sondern insofern es sich ins Wasser begiebt, sich darin aufhält, es mit den Wänden des Glases, mit den Sprossen der Leiter vertauscht, welche man ihm hin ein stellt. Die oberste Sprosse derselben muß nur hübsch weit von dem Papierdeckel des Glases seyn, damit er gehörigen Raum zum Springen, Sehen und Sitzen habe. — Auf das Schreien kommt es also nicht an. Aber wissen wird man doch wollen, wie das Männchen so hübsch und artig laut wird, denn mit dem Quaken der ordinären Schreihälse im Teiche hat seine Stimme gar nichts gemein, ob er schon freilich ebenfalls nicht wie eine Nachtigall schlägt, die vielleicht mit ihm in demselben Busche ihre Wohnung aufgeschlagen hat. Kurz, er dehnt und bläht seine Unterkehle zu einer dicken runden Blase aus, und stößt die Luft aus der Lunge hindurch, indem sich die Seiten stark zusammenziehen. Es zittert diese Unterkehle immer fort, so daß man die Bewegungen kaum zählen kann. Holt er damit so geschwind auch Athem? In Verbindung mit derselben steht es gewiß, wenn gleich nicht die Sache ganz ins Reine gebracht ist. Außerdem befestigt er sich mit dieser Unterkehle ans Glas. Sie bekommt dann die Gestalt eines Cylinders. Merkwürdig ist es, daß man die Männchen bestimmen kann, zu schreien. Wenn man mit einer stumpfen Feile an einem Stücke Eisen oder Kupfer herunterstreichet, oder mit einem Messerrücken auf einem Steingutteller ein paarmal hinfährt, so erhält man einen ihrem Schreien

ähnlichen Ton, und selten verfehlt dann der Frosch, sich selbst hören zu lassen. Hat man mehrere solche Thierchen, so schreien sie gar bald alle. Die Farbe des Laubfrosches ändert sich nicht, und ist meist lebhaft grün, besonders nach ihrem dritten Lebensjahre. Bis dahin sind sie oft braun gesprenkelt. Das Männchen erkennt man an der längern lappigen Kehlenhaut und zwei schwarzen Streifen an jeder Seite des Körpers nach den Schenkeln zu. Eigen ist dieser Froschart das Kleben an glatten Körpern mittelst der Saugkolben an den Zehen ihrer Schwimmsüße. Der Bau dieser Kolben oder Knoten ist bei dieser Froschart ganz besonders. Sie enden in einer Art Krystallblase, welche drückt, wogegen der Fuß, und die äußere Luft darauf, sich wie nasses Leder anlegt. An den Vorderfüßen hat er vier, an den hinteren Füßen aber fünf solcher Saugkolben. Die Hinterfüße allein zeigen eine Schwimmhaut, und zwar nur eine halbe, ohne daß er aber schlechter, als die andern Frösche schwimmt. Im Gegentheile übertrifft er sie noch an Geschwindigkeit. Der Laubfrosch lebt mit seines Gleichen verträglich. Man kann recht gut zwei dergleichen in einem Glase hegen. Nur wenn beide auf eine Fliege Jagd machen, können sie bisweilen in Harnisch gerathen und sich mit ihren dicken Zungen stoßen oder prügeln, was dann possirlich genug aussteht. So viel von diesem kleinen Wesen, das bei uns die Stelle des zarten Chamäleons vertritt. Wer etwa noch mehr und Besseres vom Laubfrosche wissen sollte, mag es uns zur Belehrung und Unterhaltung mittheilen.

Die Eisbären und die Seehunde.

Der Eisbär (Polarbär), von dem auch in Nr. 5. d. B. die Rede gewesen ist, ist bloß in den kältesten Gegenden unserer Erde einheimisch; er ist für die Menschen gefährlich, und doch stellen sie ihm wegen seines Felles sehr nach, und die Grönländer verzehren sogar sein Fleisch. Er hat hier auf der Abbildung den Seehund zum Gefährten, dem er eifrig nachstellt. Er lauert diesen Thieren auf den Eisfeldern auf, schießt ihnen im Wasser nach und bringt sie dann im Rachen ungemein schnell herauf, um sich an der Beute zu sättigen. An Seehunden ist dort kein Mangel, sie liegen in den Polargegenden zu Tausenden auf den Eisfeldern und Eisbergen umher. Der Arten giebt es mehrere. Sie weichen an Größe von einander ab, in der Lebensweise und wesentlichen Körperbeschaffenheit kommen sie aber alle mit einander überein. Wenn die Wallfischfahrer keinen Wallfisch aufjagen können, stellen sie den Seehunden nach. Ein Paar tausend derselben erschlagen, giebt an Thran wie an Fellen eine Ausbeute, die der von einem Paar Wallfischen gleichkommt. Fünf Arten sind am Nordpole besonders jagdbar, weil sie groß und thranhaltig sind. Da sie auf dem Eise minder beweglich sind, als im Wasser und leicht im Schlafe überrascht werden, so haben die Matrosen oft nichts zu thun, als hundert nach einander durch einen Schlag auf die Nase, die äußerst empfindlich ist, zu tödten oder doch zu betäuben, und sie dann einen nach dem andern abzuziehen und des Speckes zu berauben. Das Fleisch lassen sie liegen. Von den armen Grönländern wird es jedoch ge-



Die Eisbäre und ein Seehund.

geffen. Ein Seehundskopf gilt ihnen so viel, wie uns ein Kalbskopf mit Kapern und kleinen Rosinen. „Giebt es denn im Himmel auch Seehunde?“ fragte ein bekehrter Grönländer ganz kleinlaut seinen Missionair. — Die Art, wie sie diese Thiere fangen, ist mannichfach. Sie harpuniren sie von fern, lauern ihnen an den Löchern auf, wo der Seehund, der als ein warmblütiges Säugethier öfters Luft schöpfen muß, unter dem Eise hervorzukommen pflegt, und schlagen sie auf dem Eise todt. Wie schon gesagt, wird der arme Seehund auch häufig eine Beute des Eisbäres. Indessen giebt es eine ihnen nahe stehende Familie der Säugethiere, das Wallroß, ein häßliches, plumpes Ungeheuer, groß und schwer wie ein Ochse, wohl zwanzig Fuß lang, und ebenfalls in Heerden auf dem Polarmeere und Polareise anzutreffen, auf das man mit Schießgewehr Jagd macht, denn das Harpuniren ist gefährlich. Das Thier hat furchtbare Hautzähne; es setzt sich, verzehrt, verzweifelt zur Wehre und deshalb tödtet man es lieber aus der Ferne mit Kugeln. Bisweilen wagt sich der Bär auch an dasselbe. Aber hier ist von ihm der Kampf nicht sicher zu bestehen. Die Wallrosse verkaufen ihr Leben theuer; oft unterliegend, haben sie mit ihren Zähnen dem Feinde eine Wunde beigebracht, die ihn von seinem Siege keine Frucht ziehen läßt.

Eine Art dieser Thiere, der gemeine Seehund, heißt besonders wegen seiner Kopfbildung vorzugsweise so, während die andern Arten den Namen Seebär, Seelöwe, große Robbe führen. Allein auch sonst hat er mit dem Hunde einige Ähnlichkeit. Er läßt sich außerordentlich leicht zähmen und zeigt eine

Anhänglichkeit, eine Gelehrigkeit, wie sie bei solchem Bewohner des unermesslichen Meeres doppelt auffallen muß. Auf unsern Messen hat man mehrere solche gezähmte Exemplare zu sehen Gelegenheit gehabt. Das schöne, große Auge scheint sehnsüchtig seinen sich entfernenden Herrn zu suchen. Gehorsam giebt er die Flosse hin, wie ein Hund die Pfote reicht. Er erwiedert den Kuß seines Gebieters. Ja mehr als ein Mal läßt er, so oft ihm der Befehl dazu wird, seine Stimme hören, und ein solcher zahmer Seehund kann von manchem Bewohner der nördlichsten Küste im Hause aufbewahrt werden, da diese Thiere sich halbe Tage lang auf trockenem Boden wohl befinden. W. Scott hat einen solchen in seinem Seeräuber als einen Hausgenossen der alten Norne geschildert, und wohl bemerkt, daß er so munter wie ein gewöhnlicher Hund war, als sich fremder Besuch einfand.

Das fliegende Eichhörnchen.



Es giebt Thiere, welche gleichsam den Uebergang von den Säugethieren zu den Vögeln machen, aber

statt der Flügel, durch welche sich diese in die Luft erheben und herab senken können, zwischen den Beinen eine dünne Haut haben, welche mehreren von ihnen gestattet, in einer mäßigen Höhe die Luft zu durchschneiden und sich in ihr aufzuhalten. Einigermaßen gehört dahin das fliegende Eichhörnchen; man findet dasselbe im Norden überall; wenn es das schlaffe Fell, das von den Vorderfüßen zu den Hinterfüßen läuft, ausspannt, so dient dieses dem Thiere als ein Fallschirm, sicher von einem hohen Baume nach einem niedern oder nach der Erde hin einen bedeutenden Sprung zu machen. Mit dem eigentlichen Fliegen ist es also nicht weit her.

Die Ochsenarten in Indien.

Indien ist das Vaterland der schönsten und mannigfachsten, der größten und kleinsten Hornvieharten. In einem Lande, wo man seit Jahrtausenden die Kuh für heilig hält, und in ihrem Leibe die Hülle eines frommen Hindu sucht, darf es nicht wundern, daß sie besser gepflegt, sorgfältiger genährt, milder, freundlicher behandelt wird, als bei uns. Zugleich ist aber auch der Landstrich, die Nahrung, diesem Thiergeschlechte hier vielleicht weit zuträglicher, als in andern Gegenden. Möge indessen dieß oder etwas Anderes als die Ursache angesehen werden, so weiß man doch, daß wohl fünf durch Größe, Gestalt u. verschiedene Hornvieharten dafelbst sind, und namentlich giebt es drei Arten von Buckelochsen, d. h. solche, wo sich zwischen und über den Schultern ein großer Fettklumpen bildet, der hoch über den Buckel hinaufsteigt. Die eine Art zeichnet sich durch außerordentliche Größe und Schönheit aus. „Die Buckelochsen aus der Provinz Berar, wie auch aus Malabar und dem Lande der Maratten sind weiß, und oft von solcher Größe, daß sie Elephanten genannt werden,“ schreibt le Gour. Ihre Hörner sind groß, und sie tragen einen Höcker auf den Schultern, der aus so schmackhaftem Fette besteht, daß man diese Humpus, wie man sie dort nennt, eingesalzen nach England verschickt.

Der große Werth dieser Ochsenrace besteht aber in der Benutzung derselben zum Ziehen und Tragen. Selbst die Vornehmsten bedienen sich ihrer zum Fuhrwerke. Hyder Aly ließ sein ganzes Serail oftmals durch solches Gespann fortbringen. Hierbei sind diese Ochsen nicht nur mit einer schönen Decke, so wie mit Halsbändern und Schellen um den Hals geziert, sondern selbst die Hörner endigen sich in kupferne oder messingene Spiken, ja bei einigen Fürsten sind die Spiken sogar von Golde, das Halsband aber von Silber. Solche Staatsochsen pflegt man aufs Beste, schmeichelt ihnen sehr und striegelt sie häufig. Zugleich besitzen sie eine erstaunliche Stärke zum Tragen; le Gour theilt ihnen bis gegen 800 Pfund Gewicht zu. Man regiert sie vermittelt der Leine, die durch die Nase geht, oder auch vermöge eines Ringes, der an der Leine befestigt ist. Ein Paar solcher Ochsen kostete dem berühmten Tavernier 600 Rupien, ja man bezahlt sie oftmals mit tausend Rupien (Gulden). Dagegen zeichnen sie sich sowohl durch Schnelligkeit als Gelehrigkeit aus. Sie laufen sehr leicht, oft selbst im Galopp, und trotten 60 Tage hintereinander täglich über sieben deutsche Meilen. Haben sie die Hälfte ihrer Tagereise beendigt, so giebt man ihnen Klöße von Weizenmehl mit Butter und Zucker durchknetet; zu Abend hingegen erhalten sie nur das gewöhnliche Futter, nämlich ge-

schrotene und eine halbe Stunde in Wasser eingeweichte Erbsen. Einige dieser Ochsen halten im Trabe mit dem Pferde aus.

Dieß wären also die größten Buckelochsen. Perrin gedenkt aber einer zweiten Gattung von Buckelochsen, von minderer Größe, jedoch gedrungener, als die unstrigen, und mit kürzern Hörnern. In diesen schätzt man nicht so sehr die Farbe, als das seidenartige, lange Haar der Mähne, oder vielmehr des Halses, welches ihnen oftmals wie ein Segel bis zur Erde herabhängt. Ein glänzendes Schwarz wählt man hierbei gern zur Hauptfarbe. Ihr Naturell und ihre Gelehrigkeit kommt den vorhergehenden gleich; allein sie werden nur vorzüglich zum Reiten und zum Tragen benutzt, wobei sie denn ebenfalls vermittelt eines durch den Nasenknorpel gezogenen Ringes regiert werden. Diese Ochsen erreichen einen solchen Grad der Zähmung, daß sie auf Befehl sich auf die Erde legen, sich hin und her wälzen, aus der Hand fressen, und sich tief bis zur Wurzel die Zunge fassen lassen. Ihr Trott ist sehr sanft und sicher; man macht auf ihnen täglich 7 deutsche Meilen, wie bei den zuvor erwähnten, viele Tage hindurch; und sie tragen das Gewicht von 6 Scheffeln Korn.

Eine dritte Art solcher Buckelochsen endlich ist der Zebu des Büffon, ein sehr kleiner, oft gefleckter Buckelochse ohne Mähnen. — Er soll ebenfalls, jedoch im Verhältnisse zu seiner Größe, im nordwestlichen Hindostan zum Tragen benutzt werden (Perrin); sonst glaubte man ihn hauptsächlich auf Ceylon einheimisch, ein Beweis, daß er selbst in Hindostan nicht so sehr häufig vorkommt und mehr als eine seltene Spielart zu betrachten ist. Das schöne, weiche Haar wird indessen auch bei ihm nicht vermisst, und die hübsche Bildung dieses Thieres wird Jedem, der ihn sieht, auf den ersten Blick ins Auge fallen.

Wandernde Italiener.

Aus Italien, besonders aus dem obern Theile dieses Landes, wandern alle Jahre eine Menge Männer in der ganzen Welt umher, um ihr Brod zu suchen und sich ein kleines Vermögen zu erwerben, um das Ersparte dann gemeinlich in der Heimath zu verzehren. So giebt es eine Gegend, welche besonders viele Tabulettkrämer aussendet; aus einer andern kommen in Menge die Gypsfigurenhändler;*) aus noch einer andern verbreiten sich Leute, die eine Schanknahrung halten u. s. f. Wir wollen uns heute mit einigen solcher Auswanderer bekannt und eben mit denen vom Comer-See den Anfang machen.

Es ist diese Gegend eine der lieblichsten. Der Schnee der Alpen sendet sein Gewässer dahin und malerische Berge umziehen die Wasserfläche. Aber malerische Berge sind nicht immer fruchtbar, und ob schon oben die Spitze derselben hier Holz und Weide bietet, und in der Mitte eine Menge Nußbäume und am Abhange nach dem See Reis und Getreide wächst, so ist doch dieß Alles nicht hinreichend, die große Bevölkerung zu ernähren; die Ernte wird überdieß nur mühselig gewonnen, und es giebt auch Wildnisse, wo der Mensch selbst mit Wölfen, kleinen Bären, Hasen, Murmelthieren um den Unterhalt kämpfen

*) Wer hätte nicht in großen Städten dergleichen mit Figuren aller Art, großen und kleinen, modernen und antiken, gesehen?

muß — wo ihm Bergstürze und Orkane die Hütte über den Haufen werfen. Die Bewohner des Ufers vom Comer-See haben sich daher in ihren vielen Dörfern und Städtchen von alten Zeiten her auf Verfertigung physikalischer Instrumente gelegt. Sie machen seit vielen Jahren Barometer, Thermometer, Brillen, Spermnucker, Fernrohre u. und eine Menge derselben wandern in ganz Italien, Frankreich, Deutschland, Rußland, kurz, in ganz Europa, ja selbst in Amerika umher, um diese Instrumente als Tabulettträger, oder in Gewölben, en gros und en détail, zu vertreiben. Offene Laden der Art haben sie jetzt meist in großen Städten. Uebrigens darf man nicht glauben, daß sie etwa den Abgang ihrer Artikel vom Comer-See selbst zu beziehen pflegen. Sie finden, ihr Lager zu vervollständigen, den Stoff überall vorräthig, aber mit der Verarbeitung desselben haben sie sich schon zu Hause vertraut gemacht. Manche solche Auswanderer lassen sich an dem Orte, wo sie ihre Thätigkeit üben, für die ganze Lebenszeit nieder, wie es z. B. der Gründer der berühmten Firma del Vecchio in Leipzig that. Die Meisten aber denken darauf, als ehrliche, reiche, angesehene Comaschi ihr Leben in der Heimath zu enden, und die schönsten Landhäuser, die niedrigsten Gärten am Comer-See sind Zeugen des Wohlstandes, den solche Leute durch Fleiß, Geschick und Sparsamkeit im Auslande errungen hatten. Wenn sie heimkehren, so lassen sie das Geschäft von einem Sohne fortsetzen, oder einen jungen Verwandten aus Italien kommen, und ist er mit dem Gange desselben vertraut, so nehmen sie Abschied, ihn seinem glücklichen Sterne überlassend, der ihn führt, wie er sie geführt hatte. Solche, die nicht zu fern von der Heimath haufen, kehren alle 2—3 Jahre einmal unter das väterliche Dach zurück und verleben hier die Tage des Winters. Im Sommer soll man an manchen Ortschaften kaum den zehnten Theil der Bevölkerung daheim finden. Das kleine Feld, der Garten, die Weide der Paar Schaafe und Ziegen liegt dann den nicht minder thätigen Frauen ob. Es verdankt die Welt diesen fleißigen, betriebsamen Comaschi's ungleich mehr, als sich Mancher träumen läßt. Sie haben praktisch den Sinn für Chemie, und besonders für Physik, an Orten geweckt, wo noch lange Zeit vergangen seyn würde, ehe man sich um Thermometer u. s. w. bekümmert hätte. Auf der andern Seite wird von ihnen Manches in die Heimath zurückgebracht, was sonst nie dahin gelangt wäre. Jeder will doch den Freunden und Verwandten, den Kindern und dem Weibe eine „Paccotiglia“ mitbringen und thut deshalb zu guter Letzt noch sein Beutelchen auf.

Zwischen dem Comer-See und Lugano-See, im Val d'Intelvi, ist ein anderes wanderndes Völkchen, das jedoch selten so weit geht, wie die Comaschi. Es treibt dasselbe besonders die Maurerei, und zieht zu dem Zwecke in Italien, der Schweiz, auch wohl in Deutschland umher, bleibt aber nicht leicht den Winter über von der Heimath entfernt. Man findet tüchtige mathematische Köpfe unter ihnen. An der Straße über den Simplon hatten sie den nach Italien herabführenden Theil zu besorgen, der viel steiler abdacht, als der auf der entgegengesetzten Seite, und folglich viel größere Schwierigkeiten darbot. Aber die „gente nata in aria fina“, wie man sie im übrigen Italien nennt, bewährte ihren guten Ruf, ihre Einsicht, ihre Ausdauer, und die Arbeit am Simplon macht ihnen die größte Ehre.

Am Lago Maggiore, in der Gegend von Lucarno, giebt es wieder ein anderes wanderndes Häuflein. Es hält sich auch am Domo d'Issola, am Fuße des Simplon, selbst auf, und führt in der Lombardei, in Piemont den allgemeinen Namen Bianchini, die Weißtüncher; sie gehen nämlich den Sommer über bis nach der Schweiz hinaus als Stubenmaler, als Tüncher, umher. Daß sie, wenn der Winter naht, keine Reichthümer nach Hause bringen, kann man sich wohl denken. Dagegen findet man nicht fern von ihnen auf der andern Seite des Lago Maggiore ein Völkchen, dessen Söhne die Heimath verlassen, um als Garzoni in irgend einem Wirthshause zu dienen, bis es ihnen gelingt, selbst ein Kaffeehaus oder ein Hotel zu begründen. In ganz Oberitalien, in Deutschland, in Frankreich, in England findet man dergleichen Garzoni's und angesehene Gasthofsbesitzer. London hat seinen Pagliano, den Inhaber eines Hotels vom ersten Range, der alle seine Küper oder Garzoni's aus dieser Gegend kommen läßt. Die beiden besten Gasthöfe in Madrid, namentlich die Fontana d'Oro (der Goldquell), was aber nur subjectiv, in Bezug auf den Besitzer des Hotels verstanden werden muß, der Hauptgasthof in Sevilla, ein anderer in Cadix, ein vierter in Algesiras, sind von solchen Italienern angelegt, welche als Küper fast von nichts lebten, und allen ihren Lohn, ihre Trinkgelder sammelten, bis sie vom Diener den Sprung zum Herrn machten. Eines der besuchtesten Kaffeehäuser in Dresden ist Eigenthum eines Italieners, der vermuthlich aus dieser Gegend herkommt oder nicht weit davon zu Hause ist, und das erste Kaffeehaus zu St. Jean d'Alere gehört ebenfalls einem solchen, der klug genug war, den Eroberer Ibrahim am Tage der Einnahme mit einer solennen Illumination zu überraschen. Die Liebe zum Vaterlande lockt aber selbst solche reiche Auswanderer, am Ende zurückzukommen und den gewonnenen Reichthum, der oft beträchtlich ist, am Ufer des See's zu verzehren, welcher sie als Kinder spielen sah.

Die Heimath ist ja Jedem lieb und werth
Und Jeder hängt an ihr mit vollem Herzen!
Man ruht so sanft auf vaterländ'schem Boden,
Wie in dem Mutterchooß ein schuldlos Kind!

So sieht man denn auch hier herrliche Landhäuser sich in den Wellen des See's abspiegeln und in allen Dörfern ist eine wohlthuende Heiterkeit und Reinlichkeit sichtbar. Die ehemaligen Herren „Osti“ können indessen ihr Geschäft nicht ganz vergessen. Sie sehen auch jetzt noch gern Gäste um sich herum, nur daß diese nicht mehr zahlen dürfen. Es ist nichts Seltenes, wohl 50—60 des Abends in einer Villa zu finden, die ihr Tarocco oder anderes Spiel machen und Lust und Freude athmen. Besonders im Herbst herrscht hier fröhliches Leben. Die Weinlese ist dem Italiener das Liebste vom Landleben und diese Gegend gleicht der, welche Ariost schildert. Gegend und Bewohner sind

Ricca e bella, non men religiosa,

E cortese a chiunque venia.)

Die Gastfreundschaft öffnet zu dieser Zeit Küche und Keller für Alle, sie mögen Fremde oder Freunde seyn. Die Besitzer haben geerntet; sie haben die Ernte ihrer Jugend in Sicherheit gebracht; sie wollen nun genießen, was ihnen in jüngern Jahren so manche Entbehrung, so manchen Schweistropfen, so manche sorgenvolle Nacht kostete, und nur durch die Hoffnung aufgewogen wurde, einmal in den Besitz eines Vermögens, eines schönen Hauses am heimathlichen See zu kom-

*) Deutsch: Reich und schön und eben so fromm und freundlich gegen Jeden, der da kommt.

men, was jetzt der Fall ist. — Wir könnten noch von andern solchen italienischen Wanderern sprechen. Es giebt deren noch genug. Mit weißen Mäusen, mit Affen, mit Hunden, mit Gypsfiguren sehen wir ja so viele herumziehen, und als einmal Cicero's Schatten die Welt vor einiger Zeit betrat, um zu erfahren, was denn sein Volk jetzt Großes schaffe, hörte er zu seinem Schrecken: Heheln und Mausfallen! Allein wir sparen uns die Begleitung dieser Luchesen und Savoyarden und Parmesaner für ein anderes Mal auf.



Wandernde Italiener.

Wie berühmt sonst Auerbach's Hof war.

Es giebt wohl wenig Häuser in großen Städten, die so berühmt geworden wären, als der 1529—30 erbaute Auerbach'sche Hof in Leipzig. Schon kurze Zeit nach der Erbauung muß er eine Hauptniederlage aller Kostbarkeiten geworden seyn, die man zur Messe brachte, denn der bekannte Taubmann im 16ten Jahrhunderte schrieb schon:

Misnia parva potest urbs dici Lipsia, dici
Auerbachæa domus Lipsia parva potest.

Und im Anfange des 18ten Jahrhunderts sang wieder J. E. Cander:

Quicquid et insecti factique requiritur auri,
Omnibus Auerbachi vendicat una domus.

1717 erschien eine Schrift, die hauptsächlich Auerbach's Hof und dessen Herrlichkeit schilderte. So lange Sachsens Fürsten die Messen besuchten, war er der Sammelplatz der großen und schönen Welt in den Mittagsstunden, das Palais Royal der Leipziger, und die Zusammenkünfte wurden hier mit einem Spottnamen belegt, dessen sich alte Einwohner wohl noch zu erinnern wissen werden. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts zählte er 46 ansehnliche Gewölbe des Luxus und der Moden. Uebrigens mag Dr. Heinrich Auerbach einen großen Theil des Vermögens, das er auf den Bau dieses großen Hauses wendete, erst in Leipzig gewonnen haben; denn zu der Zeit, wo er ihn ins Daseyn rief, muß er schon zwölf Jahre lang ein glücklicher, berühmter Arzt daselbst gewesen seyn. Er war schon 1519 hier, und so ziemlich der Einzige, welcher es wagte, Dr. Luther'n, der vom 27sten Juli an im genannten Jahre mit Eck seine berühmte Disputation hielt, zu Gaste zu laden. Bekanntlich war Herzog Georg eben kein Freund des Reformators. Da Auerbach vermuthlich herzogl. Leibarzt war,*) so ver-

*) Ehe ihn der Herzog Georg nach Leipzig berief, war er Leibarzt bei dem Churfürsten von Brandenburg und bei dem Churf. Friedrich von Sachsen gewesen.

dient solche freimüthige Anerkennung des Verdienstes um so mehr im Gedächtnisse bewahrt zu werden, insofern auch die ganze Universität sich gegen Luther so feindselig zeigte, daß 200 Studenten von Wittenberg mit Spieß und Hellebarden kamen, um ihren Lehrer gegen Gewaltthätigkeiten zu sichern. Eck wurde überall zu Gaste geladen, und erhielt sogar einen Rock und Schamlot zum Geschenke. Luther gab der Rath nur einen „Ehrenwein,“ und zu Tische ladete ihn bloß der Ordinarius der Juristen-Fakultät, Simon Pistorius, so wie unser — Dr. Auerbach.

Der Gesang der Vögel.

Kein Thier hat so viele Töne für die verschiedenen Empfindungen in seiner Gewalt, als die meisten Vögel. Der Gesang aber ist den Vögeln eben so wenig angeboren, als den Menschen die Sprache; von der Natur besitzen sie die Anlage dazu; sie müssen ihn erlernen. Der Versuch eines jungen Vogels, zu singen, läßt sich mit dem Streben eines Kindes vergleichen, das sprechen will. Der Vogel ahmt nach, wie der Mensch; was er oft hört, das singt er nach. Ein gemeiner Sperling, den man noch sehr jung aus dem Neste nahm und ihn in die Nähe eines Hänflings und Stieglitzes that, nahm einen Gesang an, der eine Mischung von beiden Gesängen war. Einst zog man drei junge Hänflinge auf, den Einen mit einer Feldlerche, den Andern mit einer Holzlerche, den Dritten mit einer Wiesenlerche, und statt des Gesanges, der ihrer eigenen Art eigenthümlich ist, nahm jeder den Gesang seines Lehrers an. Ein Hänfling, den man kaum zwei bis drei Tage alt aus dem Neste nahm und ihn nichts anderes hören ließ, als: „hübscher Knabe!“ sang nicht, sondern sprach bloß diese Worte nach.

W o c h e.

22. Juni 1476. Schlacht bei Murten, wo der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, mit dem größten Theile seines Heeres das Leben verlor und die Schweizer eine außerordentliche Beute machten.

Am 23. Juni 1802 erklimmten die Reisenden Alexander von Humboldt und Bonpland den Chimborasso in einer Höhe von 19,500 Fuß über der Meeresfläche. Condamine war im Jahre 1745 um 3485 Fuß hinter ihnen zurückgeblieben und nach ihnen hatte Niemand wieder einen Versuch gemacht.

Am 24. Juni 1812 ging Napoleon über den Niemen und begann so den entscheidenden Krieg gegen Rußland.

Am 25. Juni 1807 hatte Napoleon die berühmte Zusammenkunft auf dem Niemen mit Alexander I. und Friedrich Wilhelm III.

Am 26. Juni 1541 wurde Franz Pizarro, der Entdecker von Peru, in Lima ermordet.

Am 27. Juni 1794 starb der berühmte Minister Fürst von Kaunitz zu Wien, geboren 1711.

Am 28. Juni 1813 starb der berühmte General Gebhard David von Scharnhorst (geboren 1746) an seinen in der Schlacht bei Lützen erhaltenen Wunden.

Verlag von Bossange Water in Leipzig.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.